

„Lebe mit einer offenen Haustür!“



Martin Gundlach über eine Kindheit in einem offenen Haus. Und über die Erfahrung, wie ein Schnäppchenkauf seines Vaters eine ganze Familie veränderte.

Es war eine jener Geschichten, die nur meinem Vater passieren konnten. Er kaufte Ende der Siebziger einen gebrauchten Schreibtisch und kam mit der Frau, die ihr altes Möbelstück loswerden wollte, ins Gespräch. Das geschah oft, wenn er irgendwo ein günstiges Schnäppchen machte (und unsere Wohnung war voll davon ...). Nach dem Kauf bemerkte er, dass die Frau dabei war, sich nach einem Umzug einzurichten und bot ihr an, ein paar Dübel in die Wand zu setzen. Die Frau nahm gerne an, andere Hilfe hatte sie nicht: Sie lebte getrennt von ihrem Mann und war allein erziehende Mutter von zwei kleinen Mädchen.

Mein Vater, Pastor in einer kleinen freikirchlichen Gemeinde in Bayern, lud sie zu uns ein, erst in unsere Familie, später in unsere Gemeinde. Und sie kam: Irene und ihre beiden Töchter gingen in den darauf folgenden Jahren sehr regelmäßig in unserer Familie aus und ein, erstmals hatten wir Jungs zwei „Schwestern auf Zeit“. Und wir mochten sie, auch wenn sie deutlich jünger waren als mein Bruder und ich.

„Haus der Begegnung“

Für uns als Kinder war es nichts Ungewöhnliches, dass andere Menschen unsere Familie bevölkerten: Eine ältere „Pflegeschwester“ wohnte mehrere Jahre bei uns, ein iranischer Asylbewerber verbrachte seine Zeit lieber bei uns als in dem überlaufenen „Lager“ – so nannte man das damals – meiner Heimatstadt. Viele andere Bewohner dieses Asylbewerberheimes, die ja reichlich Zeit und oft Langweile hatten, hingen bei uns herum, aßen bei uns, redeten und spielten. Manchmal halfen sie auch bei praktischen Dingen im Haus, zum Beispiel der rumänische Maurermeister, der wegen seines Christseins in die Hände

des rumänischen Geheimdienstes gekommen und psychisch ein Wrack war. Ich kann mich nicht erinnern, dass meine Eltern irgendjemanden an der Tür abgewiesen hätten.

Da wir viel Platz hatten – wer kann schon in seiner Wohnung eine Tischtennisplatte aufstellen? –, brachte auch ich viele meiner Freunde aus der Schule und der Nachbarschaft mit ins Haus. Und immer waren sie willkommen, natürlich auch zum Essen. Der Gemeindesaal (Teppichboden und Stühle, die man schnell wegräumen konnte) war während der Woche meist fest in der Hand von uns Kindern, ehe er am Samstagabend wieder in die richtige Form gebracht wurde – für den kommenden Gottesdienst am nächsten Morgen ...

Nicht immer war ich als Kind – und vor allem als Teenager – glücklich über unser offenes Haus. Manchmal hätte ich es vorgezogen, weniger „Publikumsverkehr“ zu haben. Und nicht alle Leute, die bei uns auftauchten, waren mir sympathisch. Oft waren es Menschen aus sozialen Randgruppen, die bei Christen das suchten, was sie sonst nicht fanden: Liebe, Angenommensein, Beziehungen, Hoffnung. Als Teenager empfindet man das aber nicht unbedingt als das Umfeld, in das man seine Freunde einladen will. „Cool“ ist es nicht, sein Haus zu öffnen, weil dann auch Leute kommen, die man sich nicht als Freunde ausgesucht hätte.

Aber: „Haus der Begegnung“ prangte in großen Buchstaben über der Eingangstür unseres Gemeindehauses – und da wir in diesem Haus auch wohnten, hatten wir jede Menge Begegnungen. Viele von ihnen haben mein Leben bereichert. Ich habe früh gemerkt: Es gibt eine so große Vielfalt unter den Menschen, aber auch so viel Hilfsbedürftigkeit. Viele Probleme können wir nicht lösen, aber wir können so viel geben, wenn wir nur ein wenig geben. „Etwas ist besser als nichts“ –

dies könnte das Motto meiner Eltern gewesen sein, bei



Haus der Begegnung –
offene Türen
bei Gundlachs

dem sie mit Geduld und Zähigkeit verharrten. Ich weiß nicht, wie viele Landstreicher bei uns angeklingelt haben. Sie wussten, dass sie kein Geld bekommen würden, ein Essen war ihnen aber immer sicher.

Das erstaunliche Happyend

Zurück zum Anfang und zu Irene und ihren beiden Töchtern. Das ist eine jener Geschichten, die zeigt, warum es sich lohnt, die Haustür zu öffnen. Denn manchmal ist „etwas“ nicht nur mehr als nichts, manchmal ist „etwas“ alles. Die Geschichte klingt unglaublich, aber sie ist wahr.

Ende der 70er-Jahre findet Irene nicht nur eine Heimat bei uns und in der Gemeinde, sondern auch zum persönlichen Glauben an Gott. Viele Schwierigkeiten bleiben. Es erfolgt eine Annäherung an ihren Mann. Ein Vierer-Treffen, gemeinsam mit meinen Eltern, eskaliert. Die Scheidung wird vollzogen. Irene und meine Eltern hoffen weiter.

Dann steht der Stellenwechsel meines Vaters an. Nichts passiert. Meine Mutter betet für ein gutes Ende noch vor dem Wegzug. Am Vorabend des Umzugs kommt es mitten zwischen Kartons und Kisten zu einem Gespräch: Irenes Mann beginnt ein Leben mit Jesus. Und das Unglaubliche geschieht: Die beiden voneinander Geschiedenen nähern sich einander wieder an – und heiraten ein Jahr später ein zweites Mal.

**„ETWAS IST BESSER ALS NICHTS“ – DIES KÖNNTE DAS MOTTO
MEINER ELTERN GEWESEN SEIN, BEI DEM SIE MIT GEDULD
UND ZÄHIGKEIT VERHARRTEN.**

So trug unser offenes Haus und vor allem der gelebte und manchmal hartnäckige Glaube meiner Eltern dazu bei, dass Irenes Töchter „Ersatzbrüder“ fanden. Dass die ganze Familie ein Leben mit Jesus begonnen hat. Und dass am Ende die Beziehung, die nach der Scheidung definitiv kaputt zu sein schien, wiederhergestellt worden ist.

Das Happyend einer erstaunlichen Geschichte: Heute, drei Jahrzehnte nach der ersten und 20 Jahre nach der zweiten Hochzeit, leben Irene und ihre Familie als inzwischen 6-köpfige fröhliche Familie in der Nähe von Augsburg. Und unsere „kleinen Schwestern“ sind längst erwachsene Frauen ...

Das alles war vor allem Gottes Handeln – und „etwas“ von uns: ein offenes Haus und offene Herzen.

Die nächste Generation



Martin Gundlach (rechts) als 12-jähriger mit Eltern und Bruder

Heute wohne ich mit meiner Frau und unseren drei Töchtern in einer Reihenhaussiedlung in Wetter, einer Kleinstadt am Rande des Ruhrgebietes. Wir fühlen uns dort wohl, sind aber immer wieder erstaunt, wie isoliert die meisten Familien leben. Echte Einladungen, offene Türen – das sind die Ausnahmen.

Wir beobachten unsere Mitbewohner nicht mit dem Fernglas, aber wir haben den Eindruck, dass in den sieben Jahren, die wir alle jetzt in der Neubausiedlung wohnen, viele keinen Übernachtungsbesuch gehabt haben. Erstaunlich!

Wir haben gemerkt: Eine offene Tür ist keine Selbstverständlichkeit. Vielleicht noch für die Kinder, die wechselweise in den Häusern spielen. Aber für Erwachsene hört der Kontakt meist beim Smalltalk an der Haustür auf.

Da auch Anja, meine Frau, in ihrer Kindheit ein überaus gastfreundliches Zuhause erlebt hat, ist uns beiden wichtig: Unser Haus soll offene Türen haben! Und unsere Kinder sollen erleben, wie viele bereichernde Erfahrungen man mit einer offenen Haustür machen kann.

Ja, es gibt Zeiten, in denen wir als Kleinfamilie auch unter uns bleiben wollen. Unsere Tür ist nicht immer offen. Wir wollen uns und unseren Kindern kein Bahnofsleben zumuten, wo ständig Leute aus und ein gehen. Aber wir wollen eben nicht nur als Kleinfamilie Gundlach in unseren eigenen vier Wänden bleiben. Wir wollen für andere da sein, auch wenn sie uns in ihre Probleme und Schwierigkeiten mit hineinnehmen. Wir wollen nicht eine der Familien sein, mit der man nur vor der Haustür über das Wetter reden kann. Wir wollen nicht eine von den Familien sein, bei der die Freunde der Kinder nur dann ins Haus dürfen, wenn alles aufgeräumt ist.

Stattdessen wünschen wir uns, dass wir (zumindest gelegentlich...) das Signal aussenden: Zu uns darf man kommen! Dabei merken wir,

dass so eine offene Haustür manchmal auch anstrengend ist. Eine Horde Kinder im Haus nervt des Öfteren. Auch wenn wir mit anderen Familien das Leben und die damit verbundenen Herausforderungen teilen, wird es manchmal anstrengend.

Gerade gehen wir mit Nachbarn, die inzwischen zu guten Freunden geworden sind, durch eine schwierige Zeit in ihrer Familie. Das beschäftigt uns, das kostet uns Zeit und Kraft, weil es keine schnellen Lösungen gibt. Manchmal liegen wir abends im Bett und denken an sie, reden über sie, beten für sie, können nicht schlafen. Aber das macht nichts. Wir erleben, wie gerade in dieser Situation Beziehungen wachsen und wie wir mit „nur“ einem offenen Herzen und einer offenen Tür etwas bewirken. Oder besser: Wie Gott durch uns etwas bewirkt. Wir merken: Wir können die ganze Welt nicht verändern, aber „etwas“ zu tun ist besser als nichts zu tun ...

In den letzten Monaten sind wir selbst als Familie durch eine schwierige Zeit gegangen. Wie gut taten uns die Türen, die Freunde für uns geöffnet haben. Das waren für uns die eigentlichen Lichtblicke in einer Zeit, in der wir nicht viel zu lachen hatten. Wie gut das getan hat ...

Mit offenen Türen zu leben – das ist neben vielem anderen Guten eine Sache, die ich von meinen Eltern gelernt habe. Auch wir als Familie wollen mit einer offenen Tür leben, für wen auch immer. „Etwas ist besser als nichts!“ Dieser Satz fällt in unserer Familie immer häufiger. Es geht oft nicht um die großen Entwürfe, sondern um kleine konkrete Aktionen. Ich wünsche mir, dass andere von unserem Leben profitieren. Und ich hoffe, dass unsere Kinder diesen offenen Lebensstil der kleinen freundlichen Schritte kennen und lieben lernen – und ihn für sich selbst entdecken.

Martin Gundlach

Jahrgang 1965, wuchs im bayerischen Neuburg an der Donau auf. Nach Abitur und Zivildienst studierte er in München Germanistik, Geschichte und Wirtschaftswissenschaften und wurde dann Gymnasiallehrer. 1994 wechselte er in den Journalismus und arbeitete zunächst als leitender Redakteur der Zeitschrift „dran“, ab 2001 dann der Zeitschrift „family“. Seit 1992 verheiratet mit Anja, hat er heute drei Töchter im Alter von acht, sechs und eins. Er lebt in Wetter an der Ruhr und engagiert sich ehrenamtlich in der Freien evangelischen Gemeinde in Witten.